

**Zeitschrift:** Zürcher Illustrierte  
**Band:** 9 (1933)  
**Heft:** 39

**Artikel:** Meine indische Ehe [Fortsetzung]  
**Autor:** Hauswirth, Frieda  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-752528>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Meine indische Ehe

VON FRIEDA HAUSWIRTH (Mrs. Sarangadhar Das)

Autorisierte Uebersetzung von Jeanne Krünes und Hans Hauswirth

Zweite Fortsetzung

Die Klosetts werden aus Stein oder Zement oder auch nur aus Lehmwänden in folgender Weise gebaut: Der Fußboden eines kleinen Raums enthält eine Oeffnung, zu deren Seiten zwei erhöhte ziegelförmige Steine stehen, die hoch genug sind, um die Füße daraufzustellen und sie vor der Berührung mit dem wasserdurchweichenden Boden zu bewahren. Dies, mit höchstens einem Eimer voll Wasser ist alles, was ein gewöhnliches indisches Klosett ausmacht. Der Raum unter dem Fußboden hat eine kleine Oeffnung durch die Außenwand (denn solche Klosetts liegen gewöhnlich an der Gartenmauer oder der äußeren Hauswand), und es ist die Aufgabe der Straßenreiner, mindestens einmal am Tag zu kommen, mit Scherben von zerbrochenen irdenen Wasserkrügen den Unrat zusammenzukratzen und ihn in unbedeckten Körben nach irgendeiner Abladestelle zu tragen. Häufig kommt man aus der Straße an einer Gruppe solcher Straßenreiner vorbei, welche ihre überlichenen Körbe abgesetzt haben, ausruhen und schwatzen, ehe sie sie wieder aufnehmen und auf ihren Köpfen wegtragen.

Die Europäer beschäftigen im allgemeinen private Reiner, um ihre Zimmer zu waschen und zu fegen, sowie ihre Abfuhr zu besorgen, aber Hindus würden nie gestatten, daß ein Reiner auch nur die Schwelle eines Wohnzimmers überschreitet. Kein Reiner darf je eine Küche betreten oder die Speisen oder das Wasser höherer Kasten anrühren. Schon ihr Schatten genügt, um den strenggläubigen Angehörigen einer hohen Kaste zu beschmutzen und ihn zu veranlassen, schleunigst ein Reinigungsbad zu nehmen. Da ich viel mit Hindus zusammenlebte, verstand ich diese Auffassung bald. Auch ich selbst würde nicht gerne einen gewöhnlichen Straßenreiner in allzu großer Nähe dulden.

Die beiden äußeren Klosetts, die für meine Dienerschaft da waren, wurden von einer Witwe besorgt und ich engagierte ihren kleinen Sohn Gobinda, die Nachtstühle meiner Badezimmer zu säubern. Er war zwölf Jahre alt, willig und ehrlich. Da er nur für mich arbeitete, konnte ich seine eigene körperliche Reinlichkeit durchsetzen und so ließ ich ihn täglich alle meine polierten Zementböden mit einem Desinfektionsmittel abwaschen. Er hatte sonst keine Arbeit und daher viel freie Zeit.

Gobinda lernte mit erstaunlicher Geschwindigkeit englisch und war auch sonst in allem so erfassend intelligent, daß ich etwas dazu neigte, ihn zu bevorzugen. Es machte mich krank, wenn ich mir vorstellte, daß so ein Kind durch seine Geburt genötigt sein sollte, einem Leben entgegenzugehen, welches nichts enthielt als die Beseitigung des scheußlichen Unrats.

In meiner oft fehlgreifenden Art versuchte ich, das Verbrechen der Gesellschaft an diesem klugen Kinde wieder gutzumachen. Ich frühstückte immer um sieben Uhr auf meiner Veranda, und da ich wußte, daß Gobinda kam, ohne etwas gegessen zu haben, so rief ich ihn eines Tages, während ich aß, heran. Unter vielem Zögern kam er die Verandastufen herauf und blieb dann unbeweglich auf der obersten stehen. Es bedurfte einer langen Unterredung, ehe er bis auf zwei Schritte zu mir herankam. Ich hielt ihm einen Teller mit französischem Toastbrot hin. Seine Augen leuchteten auf, nicht so sehr aus Begierde wie aus Dankbarkeit, aber er war auch furchtbar verlegen und langte nicht darnach.

Mein Mann, der dies alles mißbilligte, sagte mir: «Er wird es nie wagen, deinen Teller zu berühren, solange der Diener dabei ist.»

Daher nahm ich die Scheibe direkt mit den Fingern und dann erst, wenn gleich widerstrebend, reichte er danach. Aber er wollte sie nicht essen, er blieb einfach dort stehen und wand sich in tödlicher Befangenheit.

«Ja!» herrschte mein Mann ihn an, in dem Ton, dessen sich Hochkaste gewöhnlich gegenüber Straßenreinigern bedienen.

Dies «Geh!» verstand Gobinda und es war rührend, die Erleichterung in seinem Gesicht zu sehen, als er davonsprang.

Ich beschloß, Gobinda in die Schule zu schicken. In der Nähe war eine amerikanische Missionsschule, aber da ich Gegnerin jeglicher religiösen Proselytenmacherei bin, so schickte ich ihn statt dahin, in eine Schule der Servants of India Society. Gobinda kam mit dem ersten Morgen-

strahl, arbeitete eine Stunde, ging dann zur Schule und kam nachmittags wieder.

Als ich eines Tages in seiner dritten Schulwoche auf meiner Veranda saß, rief ich ihn zu mir und gab ihm ein Stück Kreide. Ich wies auf den glatten dunkeln Boden zu meinen Füßen.

«Schreibe, was du gelernt hast.»

Er blieb lange Zeit zusammengekauert sitzen, die Kreide fest in der Hand. Als ich ihn drängte, schüttelte er nur den Kopf, ohne mich anzusehen. Mit viel Fragen und Geduld entlockte ich ihm schließlich die Tatsachen: Da er ein Unberührbarer war, hatte man ihn hinten im Schulzimmer sitzen geheißen, in einiger Entfernung von den anderen Schülern, und der Lehrer gab sich mit ihm nicht im geringsten ab. Drei Wochen Schule hatten ihm daher nur zur Kenntnis von drei Buchstaben verholfen!

## Schwierigkeiten.

Während meine Berührung mit dem indischen Leben und mein Verständnis für dasselbe dauernd zunahm, schienen die Aussichten und Möglichkeiten sowohl meines Mannes wie für mein persönliches Leben sich im Gegenteil zu vermindern. Behaglichkeit und wirtschaftliche Gewissheit mieden uns dauernd.

Die erste verlockende Anstellung, die sich Sarang nach seiner Rückkehr nach Indien von den Vereinigten Staaten geboten hatte, war die Leitung zweier Zuckermöhlen in Birma, die sechzehn Meilen voneinander entfernt lagen. Sie gehörten Jamal, dem großen Industriellen in Kalkutta. Die Lebensverhältnisse und das Gehalt, welches geboten wurde, waren sehr verführerisch, aber Sarang war dem Gedanken durchaus abgeneigt, Indien sobald wieder zu verlassen. Er hatte statt dessen eine Stellung bei der neugegründeten Tata Sugar Corporation of India angenommen, welche er indessen bald wieder aufgab, aus Groll über die anmaßende Behandlung seitens eines Engländer.

Sarang glaubte, daß seine Beziehungen und sein Einfluß ausreichen würden, um in Orissa eine Aktiengesellschaft zu gründen mit dem Ziel, Land zu erwerben, es zu erschließen und darauf eine Fabrik zu errichten. Orissa existierte damals industriell noch nicht.

Sarangs Gedanke wurde von der jüngeren Gruppe prominenter Männer in Cuttack mit Begeisterung aufgenommen. Sogar einige alte Leute gewannen soviel Interesse daran, daß sie bedeutende Geldunterstützung zusagten. Er verbrachte volle acht Monate bei dieser Arbeit, die damit endete, daß man den Plan schließlich aufgab.

Eine Reihe von Gründen war hierfür verantwortlich. Die jüngere, aufgewecktere Gruppe von Oriahs, die mit Enthusiasmus für den Plan eintrat und eifrig begehrte, daß ihre Provinz sich in die Reihen des Fortschritts stellen sollte, war nicht mächtig genug. In der Hindugesellschaft liegen Macht und Geld fest in den Händen der Alten.

Aber noch zwei andere wichtige Faktoren trugen zu unserer Niederlage bei. Monatlang machte eine Erscheinung Sarang Kopfschmerzen. Er besuchte irgendeinen Zaminda oder Radja, wurde von ihm zu Gast gebeten, untersuchte das Land, wurde mit Interesse angehört und erhielt Versprechungen, man würde ihn unterstützen. Dann pflegte oft schon vor dem Ende des Besuchs in der Haltung seines Gastgebers eine unerklärliche Wandlung einzutreten. Immer und immer wieder begegnete er einem Abkühlen des Interesses und gänzlichem Zurückziehen der zugesagten Hilfe.

Nach und nach wurde es ihm klar, daß ein oder zwei Tage nach seinem Eintreffen an irgendeinem Ort auch ein Fremder dort erschiene und die Leute des Dorfes und seinen Gastgeber ausfragten.

«Was mache der Herr Das dort? Wen besuche er? Was sagt er? Wie lange spreche er mit den Leuten?»

Diese rohe, plumpe Verfolgung durch die Geheimpolizei der Provinz genügte, um die begüterte Schicht, Radjas und Zamindars, kopscheu zu machen, da es in ihrem Interesse liegt, sich mit den Behörden gut zu stehen.

Sarang war von all diesem angeekelt und wandte sich schließlich direkt an die Behörden. Er verlangte, daß man

in offener Anklage die Gründe für eine solche Verfolgung aufzeige oder daß diese anderenfalls aufhöre. Der englische Beamte, mit dem er sprach, zeigte viel Verständnis und benahm sich überhaupt tadellos, indem er zusagte, daß die Bewachung eingestellt werden solle.

Die Ueberwachung von Studenten, die aus Amerika zurückgekommen sind, ist in Indien an der Tagesordnung. Schon die Tatsache, daß sie in Amerika studiert haben, setzt sie in den Augen der Behörden dem Verdacht aus, Unabhängigkeitsideen zu hegen. Daß aber Sarang, dessen Tätigkeit auf industriellem und landwirtschaftlichem Gebiet so wohlbekannt war, solcher Beobachtung unterworfen wurde, mußte überraschen.

Um diese Zeit war ich in Cuttack wieder mit meinem Manne vereint. Bald danach erfuhr ich von einem befreundeten Beamten die verborgenen Gründe. Er vertraute mir an, daß sich in den Schränken der Lokalbehörden ein vollständiges Aktenstück über den Hinduprozeß in San Francisco im Jahre 1918 befände, ebenso photographische Kopien von wirklich ganz harmlosen Briefen, die ich mit meinen Hindufreunden in meiner kalifornischen Zeit ausgetauscht hatte und die konfisziert worden waren.

Diese bloße Tatsache, daß ich mit den Leuten auf der Hochschule bekannt gewesen war, genügte diesen weisen Köpfen, um einen Verdacht am Leben zu erhalten. Der Gedanke machte mich ganz krank, daß also eigentlich ich es war, die infolge dieser lang nicht mehr bestehenden Beziehungen meinem Manne in seinem gegenwärtigen Unternehmen am meisten schadete.

Noch ein anderes Moment begann ich während der Monate, die ich mit meinem Mann in Cuttack verlebte, langsam zu erkennen: Weil er eine ausländische Frau hatte, erhielt er nicht die rückhaltlose Unterstützung, die man ihm ohne die Anwesenheit dieses fremden Elements gewährt haben würde.

Wochen wurden zu Monaten, aber bei der allgemeinen industriellen Flaute gelang es Sarang nicht, eine passende Tätigkeit zu finden.

Ich sah keinen Ausweg, und dachte ernsthaft daran, Indien zu verlassen. Aus dieser tiefen Entmutigung heraus schrieb ich nach Lucknow, wo Sarang allein fast acht Monate verbracht hatte: «... in der letzten Woche ist der Wunsch, alles über Bord zu werfen und auf irgendeine Weise aus dem Lande hinauszukommen, in mir sehr stark geworden. Ich habe tatsächlich daran gedacht, abzureisen, ohne irgend jemandem ein Wort zu sagen, aber unser altes Kameradschaftsgefühl ist zu stark, mir dies zu gestatten. Ich muß es mit Dir besprechen. Ich möchte fort! Der Gedanke, zwei oder drei weitere Jahre wie das letzte vor mir zu haben, ist mir unerträglich. Er könnte mich dazu bringen, Indien zu hassen. Ich habe festgestellt, daß die bloße Tatsache, daß ich verheiratet bin, ein Hindernis ist, hier eine Stellung zu bekommen. Da wir die Leute, um Deiner Stellung nicht zu schaden, über unsere finanziellen Verhältnisse in Unkenntnis gelassen haben, so nehmen sie meine Bemühungen nicht ernst.»

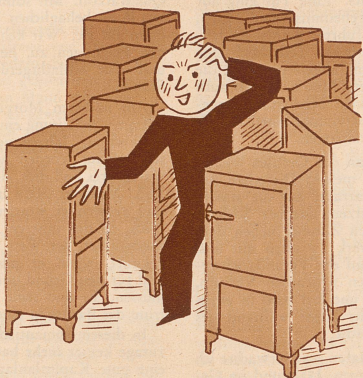
Dieser Brief brachte Sarang geradenwegs nach Bombay hinunter! Das Glück wollte es, daß er sich fast sofort um einen Posten bewerben konnte und angenommen wurde. Wir fuhren im September 1922 nach Cochín in Südindien ab, um die neue Stellung anzutreten und wieder einen Haushalt anzufangen.

Hier, im südlichen Indien, kam ich zum erstenmal mit Rabindranath Tagore in Berührung. Er war auf einer Vortragsreise durch das ganze Land, um Geld für seine Welt-Universität in Santiniketan zu sammeln. Er wohnte bei einem der Beamten unserer Gesellschaft, und ich begleitete ihn und den Pastor C. F. Andrews auf unserem Motorboot über die Lagune nach Cochín, wo er vor einer großen Versammlung wohlhabender Kaufleute sprach. Anscheinend erwartete er begeisterte Unterstützung, die indes ausblieb.

Am Ende des Vortrages überreichte man ihm eine Börse mit nur etwas über tausend Rupien. Die Kaufleute sagten ihm bedauernd (dies war 1922 oder 1923), ihre Beiträge für die Sache Gandhis hätten ihre Mittel zu stark in Anspruch genommen, um noch viel für Tagores Zwecke übrigzulassen.

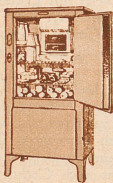
**ES WIRD UNS  
ZU ENG.....**

Die Entwicklung unseres Geschäftes, welche auf die Beliebtheit der Frigidaire-Kühlschränke und-Anlagen, dank ihrer hohen Qualität und Preiswürdigkeit, zurückzuführen ist, nötigte uns, unsere Lokalitäten an der Bahnhofstraße 58 und Fabrikstr. 50 zu verlassen und uns zu **vergrößern**. Unsere Ausstellung, kaufmännischen und technischen Büros, sowie Lager, wovon ein Teil nach und nach anderorts untergebracht werden mußten, sind nun wieder unter einem Dach vereinigt. Sie befinden sich **ab 1. Oktober im Sihlgrundbau Manessestraße 4**, wo uns bedeutend größere Schaufenster und Lokalitäten zur Verfügung stehen.



Zudem vertritt uns die Firma E. Séquin-Dormann im Zentrum der Stadt. In ihrem Ausstellungslokal an der Bahnhofstraße 69a finden Sie eine große Auswahl von „Frigidaire“-Kühlschränken, die wir Ihrer Besichtigung empfehlen.

Der überragenden Qualitäten des „Frigidaire“ bewußt, haben wir das **MIETSYSTEM** eingeführt



ZÜRICH: Bahnhofstrasse 58 — ab 1. Oktober Manessestrasse 4  
 ZÜRICH: E. Séquin-Dormann, Bahnhofstr. 69a, Fr. Kuhn, El. Anlagen, Forchstr. 51  
 RAPPERSWIL: E. Grossebacher & Co. — ROMANSHÖRN: Schaeffeler & Co. — RUTI: E. Walder — WÄDENSWIL: W. Mezger — ZUG: R. Wiesendanger u. A. Stadler Sohn — AARAU: A. Staeheli — BASEL: Ernst Blunsi — BERN: Hans Christen — CHUR und DAVOS: Killias & Hemmi — LUZERN: Frey & Cie — ST. GALLEN: E. Grossebacher & Cie. — ST. MORITZ: Naepfl-Weetman & Co.

**Frigidaire**  
 ELEKTRISCH-VOLLAUTOMATISCHE KÜHLUNG  
 Produkt der General Motors

Selbstverständlich  
 radiostörungsfrei

*Ob es regnet, ob es heiter,  
 wir rauchen fröhlich Splendid weiter*



Marke Negerkopf  
 im Dreieck

Habana-Stumpfen



Preis Fr. 1.—

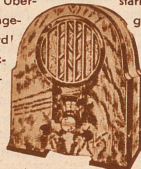
Hediger Söhne, Cigarrenfabrik, Reinach



**Weg mit dem Flüstern und Murmeln im Hintergrund!**

Was nützt Ihnen die Wahl von duftenden europäischen Radioprogrammen, wenn Sie kein einziges einwandfrei empfangen können, wenn Sie die gewünschte Station wohl hören, dieselbe aber durch Überlagerungsstörungen und Nebengeräusche unkenntlich verwischt wird!

tige Elektorschalter unterdrückt alle Zwischenabstimmgeräusche spurlos und ermöglicht die automatische Programmwahl. Der automatische Fadingausgleich hält die Lautstärke selbsttätig auf dem einmal eingestellten Wert konstant.



Der neue Philips „Super-Inductance“ 634 hat mit diesen ärgerlichen Mißständen endgültig Schluß gemacht. Der einzig-

Probieren Sie ihn selbst, Sie werden ohne weiteres zugeben, daß der neue Philips 634 den Rundfunkempfang auf ganz neue Grundlage stellt.

PREIS Fr. 495.—

**PHILIPS Super-Inductance RADIO**



Die Haut unseres Körpers ist lebenswichtig und maßgebend für die Gesundheit.

Bei Verbrennungen, Quetschungen, Abschürfungen, Schnitt- und Risswunden, Anschwellungen, sowie bei Verlegungen aller Art hilft am besten

**Chesebrough-Vaseline**

(mit dem Leuchtturm)

das säurefreie, reinste Naturprodukt. Seit über 60 Jahren unerreicht in Qualität und Reinheit. Unübertroffen zur Pflege kranker und gesunder Haut.

Zu haben in Gläsern, Tuben und Blechdosen: in Apotheken, Drogerien, Parfümerien etc.

Lager: Basler Lagerhausgesellschaft, Basel.

Während der ganzen Rückfahrt von Cochín nach Tata-puram, über die wundervolle Fläche dieser Lagunen, hatte Tagore kein Auge für ihre Schönheit. Bis auf ein paar abgerissene Bemerkungen schwie er. «Niemand kann ein guter Nationalist sein, der kein Verständnis und keine Sympathie für internationale Ziele hat», war der Refrain seiner Beschwerden.

Tagore war nur einen Tag bei uns. Dann fielen wir wieder in unsere törende Monotonie zurück, die nur von gelegentlichen physischen Shocks unterbrochen wurde, wie zum Beispiel, als ich eines Tages entdeckte, daß die Ayah<sup>\*)</sup>, die meine Strümpfe gestopft hatte, welche ich dann ohne nochmaliges Waschen anzog, eine Leprakranke war! Oder als ich überall in unserer Fabrik oder in den Bazaren die furchtbare Verkrüppelung sah, welche die Elephantiasis hervorruft. Jeder achte Einwohner von Ernakulam litt an dieser gefürchteten und unheilbaren Krankheit.

Das Klima und die Einsamkeit fingen bald an, meine Gesundheit in Mitleidenschaft zu ziehen, so daß Sarang in seiner nie versagenden Sorge und Hochherzigkeit im zweiten Sommer darauf bestand, daß ich zur Erholung in die Berge ging. Kaschmir vereinigte Billigkeit mit Schönheit, und so reiste ich dorthin.

Mehr als je zuvor kam mir auf dieser Reise der gewaltige Reichtum der alten indischen Kunst und Kultur zum Bewußtsein. Ich kam mitten in der Nacht in Delhi an, als Gast unseres Freundes, des Ingenieurs, der jetzt Mitglied der gesetzgebenden Versammlung war.

Der gute alte Uthaba, der Diener unseres Freundes, nahm mich am Bahnhof in Empfang.

«Sahib ist in einer Versammlung!»

Uthaba brachte mich in einer Tonga nach einem Hause, das etwas abgesondert von den anderen gelegen war; mehr konnte ich in der Dunkelheit nicht erkennen. Er führte mich in ein kleines Zimmer, in dem ich all die bekannten Gegenstände unseres Freundes vorfand, dazu einen Haufen von offiziellem Schreibpapier der gesetzgebenden Versammlung, maschinengeschriebene Sitzungsberichte, Rechnungen und dergleichen. Uthaba verschwand derweilen mit meinem Bettzeug und meinen Koffern. Nach einigen Minuten rief er mich beim Lichte einer flackernden Lampe über eine sich außen am Hause hinziehende Treppe in den oberen Stock. Wir gingen über eine gewaltige Veranda, dann durch ein völlig leeres Zimmer in ein anderes sehr großes Zimmer, welches offenbar in Eile für meinen vorübergehenden Aufenthalt hergerichtet war. Eine Bettstelle und Matratze in einem Winkel, ein Durrie<sup>\*\*)</sup> auf dem Marmorboden, ein oder zwei kleine

Tische, ein paar Stühle, sonst nichts. Eine Tür ging auf den Hinterflur mit einer Menge geheimnisvoller Türen, deren eine in mein Badezimmer führte: Kahle Kachelwände und Zementboden, von dem ein Teil durch eine dreiviertelfußhohe Zementfassung abgetrennt war, die das «Bad» mit seinem Abfluß bildete. Man hatte mir auch von irgendwo einen Eimer und einen Nachtstuhl hergeholt. Sonst gab es gar nichts, nicht einmal einen Nagel, um ein Kleidungsstück daran aufzuhängen.

Uthaba machte sich geschäftig an das Öffnen meiner Koffer und meiner Bettrolle. Auf meinen übereilten Befehl legte er meine kleine Reisematratze auf die andere auf dem Bett und breitete mein Bettzeug darüber. Schließlich wies ich ihn an, in dem leeren Zimmer neben dem meinen zu schlafen, als ein Bollwerk zwischen mir und den unbekanntenen Dingen, die ich auf der Veranda schwaben fühlte. Ich machte noch einen schwachen Versuch, meine Türen zu verbarrikadieren und fiel bald in einen schweren Schlaf, erschöpft von der Reise während des heißen Tages und der vorigen Nacht.

Aber bald nachdem ich eingeschlafen war, erwachte ich wieder von einem Brennen an Armen, Hals und im Gesicht. Ich hatte mein Moskitonetz verloren und noch keine Gelegenheit gehabt, es zu ersetzen. So wickelte ich mich denn nach indischer Art ganz in mein Laken ein und ließ nur ein kleines Loch zum Atmen frei. Noch ehe ich wieder eingeschlafen war, trat das Stechen und Brennen wieder auf und plötzlich war ich aufgerüttelt aus meiner müden Schwere. Diese Art von Brennen war unverkennbar; es waren nicht Moskitos — es waren Wanzen!

Ich sprang auf und machte Licht; aber trotz dieses Zeitverlustes hatten sie sich nicht alle in Sicherheit bringen können — es waren ihrer zu viele! Ich tötete einige, angeekelt von dem widerlichen Geruch. Dann ließ ich das Licht brennen, warf alle Decken heraus, breitete meine wollene Decke ganz über das Bett, legte das Laken und das Kopfkissen wieder darüber und schlief neuerdings ein. Man hatte mir einmal nachdrücklich versichert, daß keine anständige Wanze je über eine wollene Decke kriechen. Entweder hatten diese Wanzen einen beunruhigenden Vorsprung über mich gewonnen, oder sie waren eben keine anständigen Wanzen. In Qualen wachte ich wieder auf. Sie waren überall, in meinem Kopfkissen, auf der ganzen Woldecke, an den Netzpfosten. Erbarmungslos schlachte ich sie zu Dutzenden hin, aber immer noch kamen die braunen Herden herangezogen. In meiner Verzweiflung rief ich nach Uthaba.

Ich ließ ihn meine Laken und Reisematratze von dem verhängnisvollen Bett mit seiner verwanzten Matratze herunternehmen. Wir untersuchten peinlichst jeden

Quadratzoll. Mit schmeichelnden Worten lockten wir sie aus ihren behaglichen Winkeln hervor und stürzten uns dann auf sie. Wir kehrten die Nächte nach außen, riefen den Feiglingen zu, herauszukommen und zu kämpfen, und das Schlachtgeräusch dauerte eine volle halbe Stunde.

Am nächsten Morgen stellte sich heraus, daß meine seltsame Behausung ein Palast war, der vor hundertfünf- und zwanzig Jahren von einer mohammedanischen Fürstin erbaut worden<sup>\*)</sup> war. Die Wände des Oberstocks waren drei Fuß dick, die des Erdgeschosses fünf bis sieben Fuß. Massiver Stein und nur wenig Ziegel waren beim Bau verwendet worden. Es war ein wertvolles Grundstück, in der inneren Stadt gelegen. Der gegenwärtige Eigentümer, der Wirt meines Wirtes, hatte es spottbillig gekauft, wenn er auch für das Gebäude vier Lakhs und für den Grund und Boden zwölf Lakhs hatte zahlen müssen. Er und seine Familie wohnten mitten im Zentrum des Bazars in einem dumpfen, überfüllten Haus.

In diesem romantischen alten Palast, gebaut wie heutzutage keiner mehr baut, sieht der Eigentümer nichts als eine gute Kapitalanlage. Das Gebäude ist unbeschreiblich vernachlässigt; auf dem Grundstück wächst kein Baum, kein Strauch; zehn Fuß von der Tür des einzigen bewohnten Teils steht ein vollkommen nutzloses, zerfallenes Wrack eines Zaunes, auf dem schmutzige alte Säcke hängen.

Fürwahr, der Sinn für Kunst und die Liebe für Schönheit ist im täglichen Leben des heutigen Indiens tot.

## In Benares.

Der heiße Wunsch brannte in mir, nach Hause zurückzukehren, und ich schrieb meinem Mann in diesem Sinne. Er riet mir, länger zu bleiben, aber in meiner Antwort kündete ich ihm endgültig meine Rückkehr nach Cochín an. Daraufhin erhielt ich ein Telegramm: «Komme nicht nach dem Süden; gehe nach Benares. Brief mit Erklärungen dorthin gesandt.» In einem früheren Brief hatte mir mein Mann geschrieben, daß die ganze Cochín-Eisenbahn von einer verheerenden Überschwemmung zerstört worden sei.

Ich hatte gelesen, daß die Not unglaublich groß sei. In unserem Bezirk waren zehntausend Häuser überschwemmt und fortgerissen worden, Hunderte von Menschen ertrunken, tausende Stücke Vieh vernichtet. Dies alles konnte jedoch nicht ausreichen, um Sarang zu dem Wunsche zu bestimmen, daß ich nicht nach Cochín zurückkehrte. Er wußte, daß solche Ereignisse eher geeignet

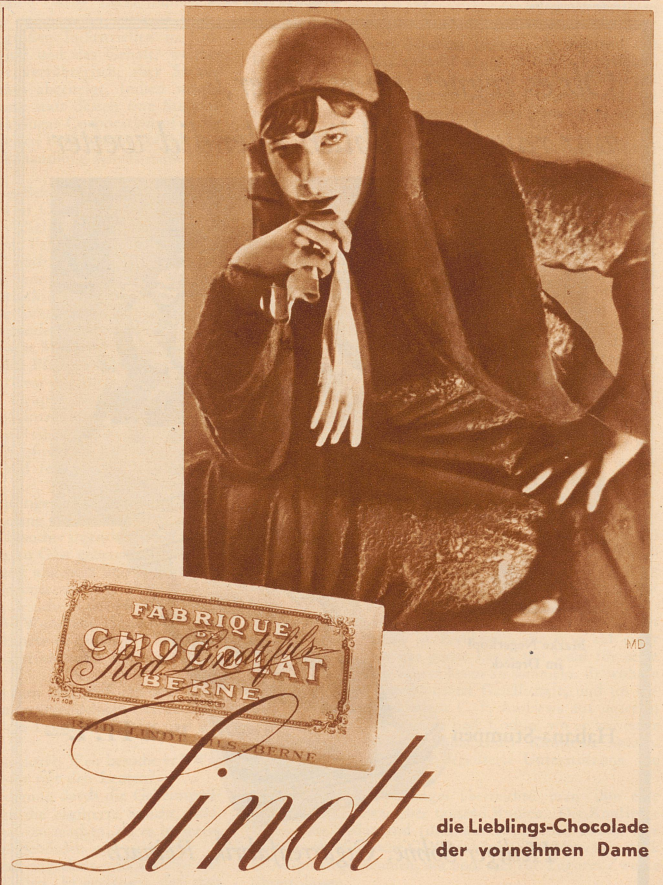
<sup>\*)</sup> Dienerin.

<sup>\*\*)</sup> Ein aus Baumwolle gewobener Teppich.



Havanes  
**Admiral**  
Marke Schmetterling

Rüesch, Kunz & Cie Burg (Aarg)  
vorm. R. Sommerhalder



FABRIQUE  
CHOCOLAT  
BERNE

Lindt

die Lieblings-Chocolade  
der vornehmen Dame

waren, mich zur Rückkehr als zum Fernbleiben zu veranlassen.

Recht beunruhigt brach ich nach Benares auf, sehr gespannt auf den Brief, der an die Adresse von Sarangs ältesten Freund Dinu gerichtet war, bei dem ich wohnen sollte.

Ich hatte viel von diesem Freund gehört und von den vergnügten Zeiten, die er und mein Mann zusammen in Japan verbracht hatten. Wie lustig sie gewesen sein mochten, fühlte ich sofort, als Dinu mich am Zuge mit dröhnender Stimme und donnerndem Lachen empfing. Alles an ihm rollte ein wenig, seine Augen, sein mächtiger, dicker Körper, sein Gang. Vor dem Bahnhof wartete sein Sais\*) mit dem Wagen und einem unruhigen Pferd, welches sich ein wenig bäumte, als wir das Gefährt bestiegen. Dinu wohnte in dem europäischen Viertel der Stadt, in einem niedrigen Bungalow mit geräumigen Veranden, umgeben von schönen Bäumen. Nicht eine Spur war hier von der Enge und dem Schmutz des indischen Viertels in Benares zu sehen.

Am Fuße der Verandastufen stand Santi, Dinus Frau, die nicht weniger munter und rüchlich war als er. Man brachte mich in mein Zimmer hinten im Hause.

«Geben Sie acht auf Schlangen und hüten Sie sich vor weißen Ameisen», warnte mich Dinu.

Mit der Hilfe eines Dieners machte ich mich daran, meine Sachen auszupacken.

«Mensahib, ghosul tyar hai», rief eine Stimme aus dem Badezimmer, und ich eilte, mich zu baden. Das Wasser, mit dem ich mich zum Schluß abspülte, war frisch vom Brunnen geschöpft und sehr kalt, aber die bloße Anstrengung des Abtrocknens machte mich schon wieder schwitzen, ehe ich noch in frische Kleider schlüpfen konnte. Dabei war es Abend. Kein Wunder, daß man mich vor Benares in der Monsunzeit gewarnt hatte. Es war schrecklich und ich dachte, wie es wohl am Tage sein möchte.

Ein Diener rief mich und ich begab mich zu meinen Wirtsleuten in das Eckzimmer. Stühle mit hohen Rückenlehnen, ein weißes Tischtuch, ein Haushofmeister in Livree, ein rotes Band mit dem silbernen Monogramm seines Herrn quer über seinem Turban; Whisky und Soda, Messer und Gabeln, die ganze Ausrüstung einer europäischen Tafel. Hinduwirte ohne Hinduhaushalt. Aber doch schlichen sich Hinduelemente ein und es belustigte mich zu sehen, in welcher Form. Neben Santis Glas stand eine Schale mit mindestens einem Dutzend roter und grüner Pfefferschoten. Eine nach der anderen verschwand im Laufe des Essens, und ich fragte mich, ob Santi wohl mit Asbest ausgefüllt sei.

Die Sonne war selten sichtbar und die Feuchtigkeit unerträglich. Das Schuhzeug schimmelte über Nacht stark

\*) Pferdeknecht.

an. Eines Morgens bemerkte ich zu meinem Schrecken phantastische Lehmuster, die sich hinter den Regalen, auf denen ich meine Oelskizzen versorgt hatte, die Wand hinabschlängelten. Als ich die Sache genauer untersuchte, fand ich, daß eine Armee von weißen Ameisen ein lebhafteres Interesse an meiner Malerei nahm, als dies bisher irgendein anderes Lebewesen bekundet hatte. Sie hatten die Bretter mit ihren Lehmbauten eng verbunden und interessante futuristische Wirkungen hinzugefügt.

Außerdem waren die Skizzen stark verschimmelt. Da an jenem Morgen die Sonne die Wolken glänzend durchbrach, beeilte ich mich, meine Bilder an der Außenwand des Hauses zu trocknen. Das bedeutete, daß ich bei jedem Gang dem niedrigen, überhängenden Strohdach nahekam. Plötzlich fühlte ich, wie mir etwas hinten auf den Nacken fiel, das sich bewegte und mir Stich auf Stich versetzte. Ich schlug mit beiden Händen wild um mich und schrie. Dinu kam gelaufen, zog mich hinüber auf seine Veranda und in ein Zimmer, wo er die letzten eines Schwarms von riesigen, gelben Wespen vertrieb, die uns bis dahin verfolgt hatten. Er tat sofort Ammoniak auf die Stiche, die meinen Nacken und meine Hände bedeckten und bis zwischen die Haarwurzeln reichten. Er zählte nicht weniger als zweiundzwanzig einzelne Stellen.

Der Schmerz war fast unerträglich. Kleine Blasen erschienen, dann rote Flecken, besonders auf den inneren Handflächen. Bald verhärteten diese, wurden weiß und breiteten sich aus, bis die Innenseite der Hände und andere Körperteile sich wie ein Brett anfühlten. Die Schwellung nahm zu und ich empfand, wie ein seltsames Schwindelgefühl mich durchdrang. Dann begann meine Zunge sich so aufzublähen, daß ich kaum schlucken konnte. Mit einem Male stürzte es wie eine große Dunkelheit auf mich zu. Mit gewaltiger Anstrengung versuchte ich zu sprechen. Ich sah die Gesichter meiner Gastgeber, und aus ihrem Entsetzen, mehr noch als von meinem furchtbaren Schmerz, begriff ich, wie wirklich die Gefahr war.

Der Diener wurde eiligst zu dem nahe wohnenden Armeearzt geschickt und in der Zwischenzeit flößte Dinu mir mit Gewalt eine dreifache Dosis eines Heilmittels gegen Schlangengift zwischen die Zähne ein, das einzige, was er im Hause hatte und von dem er annahm, es könne mir helfen. Dann wurde es dunkel um mich. Ich erwachte erst wieder von dem Gemurren von Stimmen und sah, daß der Doktor da war. «Weiter kann ich nichts tun», sagte er. «Sie wird jetzt hohes Fieber bekommen, welches tagelang andauern wird. Sorgen Sie für reichlich Eis.»

Zu seinem großen Erstaunen aber sank das Fieber schon nach acht Stunden und in ein oder zwei Tagen war ich so wohl wie zuvor.

Auf dem Lagergrundstück meines Wirtes waren im Jahr vorher ein Mann und ein Pferd von einem Wespenschwarm dieser Sorte angegriffen worden. Er hatte danach drei Tage lang bewußtlos im Hospital gelegen; und das Pferd, welches draußen im Freien den Wespen ausgeliefert blieb, war in Qualen gestorben.

Meine Wirtin sprach gut Englisch. Sie war wohl belesen in westlicher Literatur. Aber es war ein merkwürdiger Zwiespalt in ihr. Ihr Hindu- und ihr westliches Denken waren in zwei getrennte Kammern verwahrt und schienen einander weder zu hindern noch zu beeinflussen. Zum Beispiel konnte keine überraschend gestellte Frage, keine in bloßem Scherz angewandte List sie bewegen, die Hemmung der Hindufräulein zu überwinden und den Namen ihres Mannes über ihre Lippen zu lassen.

Endlich kam ein Brief von Sarang, der mich bat, ihn in Bombay zu treffen. Er sagte darin auch, daß die Zuckermühlen in Codin Fehlschläge erlitten hätten und teilweise stillgelegt wären. Dadurch habe er seine Stellung verloren. Er hatte dies bereits gewußt, als er mir nach Kaschmir drahtete, «komme nicht nach Süden», aber er wollte mich nicht beunruhigen. Ich war froh, aus Benares fortzukommen.

**Pläne.**

In weniger als einer Woche nach seiner Ankunft in Bombay fand Sarang eine neue Stellung.

Wir reisten sofort nach dem Deccan, wohin man Sarang als letzte Hoffnung für ein im Sterben liegendes Zuckerunternehmen berufen hatte.

Wie so viele andere war es zur Zeit der günstigen Kriegskonjunktur ohne hinreichende Voraussicht und Sachkenntnis aufgebaut worden. Ueberdies befand sich die Gesellschaft in der Zwangslage, ihr Rohr von unabhängigen Bauern ringsum zu kaufen, die in dem Bewußtsein, daß sie jeden Tag mit ihrer Ochsenerkraft braunen Zucker bei gutem Verdienst herstellen konnten, so taten, als sei ihnen Verkauf oder Nichtverkauf des Rohrs gleichgültig und einen so hohen Preis stellten, daß die Spanne zwischen braunem und weißem Zucker nicht groß genug war, um den Betrieb der Fabrik zu lohnen. Dies war wieder einmal ein positiver Beweis für die Richtigkeit der Behauptung meines Mannes, daß die Herstellung weißen Zuckers in Indien keinen Erfolg haben kann, wenn nicht die Fabriken selbst ihr Rohr bauen. Weil dieses Zuckerunternehmen kein eigenes Land besaß, konnten weder die Bemühungen Sarangs noch sonst jemand günstige Resultate erzielen. Dies wurde ihm vollkommen klar, nachdem wir ein paar Monate da gewesen waren.

Und jetzt müssen Sie  
**LISTERINE**, eine Zahnpasta auf  
wissenschaftlicher Basis, versuchen -  
zwei Mal wirksamer..!



Gesunde Zähne und Zahnfleisch  
machen Ihren Mund anmutig...

Grundstoffe, die Sie in keiner anderen Zahnpasta finden, garantieren  
Ihren Zähnen ein prachtvoll, blendendes Weiss



● Untersuchen Sie Ihre Zähne heute noch im Spiegel. Wenn sie nicht fleckenlos rein sind, wie Sie es wünschen, dann zögern Sie nicht länger LISTERINE Zahnpasta auszuprobieren.

● Beachten Sie den besonderen, angenehmen und frisch wirkenden Geschmack der Zahnpasta LISTERINE; er zeugt für deren wissenschaftliche Eigenschaften.

● LISTERINE ist zwei Mal wirksamer, dank der in ihr enthaltenen Grundstoffe, welche jegliche Unreinigkeiten von den Zähnen entfernen, ohne den Zahnschmelz anzugreifen. Die Listerine-Zahnpasta ist absolut harmlos.

Untersuchen Sie Ihre Zähne gründlich im Spiegel. Dürfen Sie auf ihren weissen Glanz und auf das gesunde Aussehen Ihres Zahnfleisches stolz sein? Die Listerine Zahnpasta verhilft Ihren Zähnen zu blendendem, natürlichem Weiss und gibt überdies Ihrem Zahnfleisch eine natürliche und gesunde Farbe. Kurz, sie macht Ihren Mund wirklich reizvoll.

Die Zähne lediglich weiss zu machen genügt Ihnen aber nicht... denn Sie möchten sie auch weiss erhalten. Gerade zu diesem Zwecke und auf Grund langjähriger, wissenschaftlicher Studien wurde Listerine Zahnpasta hergestellt.

Die Zahnpasta Listerine macht die Zähne rasch blendend weiss und erhält sie so... Sie befreit sie wie durch Wunder von dem gefährlichen Zahnstein und greift selbst den zartesten Zahnschmelz nicht an. Sie hat einen wohlthuenden Einfluss auf das Zahnfleisch und garantiert die nötige Mundhygiene — kurz, sie verleiht Ihrem Mund die so sehr erwünschte, köstliche Frische.

Probieren Sie sie heute noch! Sie werden überzeugt sein dass Listerine wirklich eine vollständig andere, wirksamere und gesündere Zahnpasta ist. Überall erhältlich zu nur Fr. 1.50.

Was sollten wir also tun, wenn dieses Unternehmen zu Ende ging?

Nach langer Ueberlegung kamen wir zu folgendem Schluß: Sobald der gegenwärtige Kontrakt ablief, würde Sarang direkt nach seinem Heimatstaat zurückkehren, wo der junge Prinz, den er von Jugend an kannte, bald zum herrschenden Raja eingesetzt werden sollte. Dort würde er imstande sein, einen günstigen und hinreichend großen Landstrich zu erhalten, um darauf von Grund an aufzubauen. Sarang rechnete damit, daß er etwa ein Jahr beanspruchen würde, die Dinge dort in Fluß zu bringen.

Meine Gegenwart würde jedoch unüberwindbare Schwierigkeiten bereiten. Hätte er ein Hindumädchen geheiratet, so würde es ein Leichtes gewesen sein, hin- und herziehen oder eine Zeitlang ohne Einkommen zu sein, denn die Verbundenheit des indischen Familiensystems macht gegenseitige Hilfe zu einer Selbstverständlichkeit. Solch eine Frau würde leicht und naturgemäß in irgendeinem Winkel ihrer oder seiner weitverzwigten Familie untergebracht worden sein.

Für einen Inder, der eine Ausländerin geheiratet hat, liegen die Dinge viel enger. Ich bildete ein fremdes Element, welches seiner über-orthodoxen Familie nicht angegliedert werden konnte.

So beschlossen wir denn, daß ich in der Zwischenzeit nach Paris gehen und aus diesem Aufenthalt möglichst viel Nutzen für meine Malerei ziehen sollte. Dieser Plan schien angesichts aller Umstände der beste zu sein.

### Mischchen.

Als wir in Indien waren, wurde es mir klar, daß bei der heutigen Gesellschaftsordnung Kinder gemischten Blutes unerwünscht sind. Es gibt eine Menge Eurasier in Indien, d. h. Mischlinge von Weißen der verschiedensten Nationen und Indern. Schon ihre Auflehnung gegen diese ethnologisch richtige Bezeichnung, die so weit ging, daß man in der indischen gesetzgebenden Versammlung ein Gesetz zur Annahme brachte, das einen Anspruch auf die Benennung «Anglo-Inders» gibt, beweist, wie unsicher und wie wenig stolz auf ihre Rassenzugehörigkeit sie sind. Die meisten von ihnen stammen aus den niederen Schichten und sind Kinder von Soldaten und Ayahs. In der Regel sind sie stolz darauf, daß auch weißes Blut in ihren Adern fließt. Sie neigen dazu, die Europäer nachzuäffen und alles, was indisch ist, zu mißachten, wobei sie von beiden Rassen das Beste verlieren und das Schlechteste behalten. Aber selbst die wenigen, die der Oberschicht beider Rassen entsprungen sind, werden sowohl von Indern wie Europäern mit Argwohn und Abneigung angesehen. Die Mischung von europäischem und Hindu-Blut scheint

zwar körperliche Schönheit zu begünstigen, dagegen aber eine geistige Hochspannung und eine widerstrebende Zwiespältigkeit der Seele hervorzubringen. Dieser psychische Konflikt wird von der frühesten Kindheit an durch die feindseligen gesellschaftlichen Zustände hervorgerufen, von denen diese Kinder umgeben sind.

Von meinem ersten Betreten Indiens an konnte ich nicht umhin, über Ehen zwischen den verschiedenen Rassen mancherlei Betrachtungen zu machen, sowohl vom weißen wie vom Hindu-Standpunkt aus. Da Mischehen in Indien bei den höheren Kasten noch verhältnismäßig selten vorkommen, so sind sie natürlich stark der allgemeinen Aufmerksamkeit ausgesetzt. Jedermann fühlt sich berechtigt, sich darüber in den wildesten Vermutungen zu ergehen, wo doch in der Regel die Tatsachen allein vollkommen genügen müßten. Alle Ehen, die zu meiner Kenntnis kamen, waren entweder außerhalb Indiens geschlossen worden oder unmittelbar nach der Ankunft des Mädchens in Indien, ausgenommen in einem Fall, wo ein weißes Mädchen sich nach längerem Aufenthalt in Schantiniketan entschlossen hatte, einen Inder zu heiraten. Das ist das Institut des Dichters Tagore, in dem ungewöhnlich günstige Verhältnisse herrschen, wie sie sonst in Indien nicht vorkommen.

Abbas Tyabjee \*) erklärte mir: «Ein Inder, der ein weißes Mädchen heiratet und hierher bringt, ist ein Schurke!»

Ich war erstaunt über diese ungemein scharfen Worte, aber auch tief bewegt, denn ich fühlte, daß aus ihnen ein großes, warmes Mitgefühl für diese entwurzelten Frauen des Westens sprach.

Nach einigen Minuten des Schweigens pflichtete ich bei: «Sie mögen recht haben — vorausgesetzt allerdings, daß der Mann sich der Tragweite seines Schrittes bewußt ist. Aber ich glaube, daß das bei keinem von ihnen der Fall ist. Ich bezweifle, daß die jungen Leute, die Indien verlassen und im Ausland studieren, wirklich jemals eine Vorstellung von der voraussichtlichen Einstellung der Gesellschaft ihrer Heimat gegenüber fremden Ehefrauen haben.»

«Das ist wohl so», sagte Abbas Tyabjee nachdenklich. «Es ist bestimmt so», fuhr ich fort und dachte mit Wärme an die Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit meines eigenen Gatten. «Wenn diese jungen Männer ins Ausland kommen, sind sie in den Jahren größter geistiger Empfänglichkeit, und das neue Leben nimmt mit seiner Vielgestaltigkeit vollkommen von ihnen Besitz. Verschiedene meiner Hindu-Freunde, die ich intim kenne, haben sich nie wieder mit ihrer Heimat abfinden können.

\*) Gandhi designierter Nachfolger, im Jahre 1930 in Haft genommen, weil er Gandhi Werk weiterführte und die Salzgesetzte übertrat.

Manchmal glaube ich, daß es besser wäre, wenn die Inder überhaupt nicht zum Studium ins Ausland gingen!»

«O nein!» widersprach mir Abbas Tyabjee. «Ich halte es für richtig, daß wir ins Ausland gehen und Fühlung mit dem Westen nehmen! Ich erinnere mich noch mit Freude der lieben europäischen Freunde meiner Studienzeit, und mein Leben würde mir ohne diese Beziehungen beschränkter vorkommen. Aber wir müssen einander als Gleichberechtigte gegenüberreten. Da liegt die Wurzel des Uebels. Zu meiner Zeit wurden wir in England als solche behandelt. Wenn wir dann nach Hause zurückkamen, fanden wir, daß die Engländer uns in unserem eigenen Lande beschimpften.»

Kurze Zeit nachdem ich in Bombay ankam, machte ich die Bekanntschaft von Frau A., der ersten der Frauen, die eine Mischehe eingegangen waren, mit welcher ich in Berührung kam. Sie war ein prächtig entwickeltes, gesundes Menschenkind mit einem warmen, großmütigen Herzen, das sich nicht leicht einer Bitte verschloß. Sie hatte ein primitives Gefühl für Schönheit, Farbe und Zierat, eine bewußte schwelgerische Freude an ihrem Körper. Die prächtigen Seidengewänder, mit denen ihr Gatte sie freigebig ausstattete, der ungehemmte Gebrauch ihres Autos, das reiche und bequeme Leben, das ihr ihre große Dienerschaft gestattete, machten ihr einen kindischen Spaß. Sie genoß eine materielle Lebensfülle, die alles, was sie sich in England hätte erträumen können, bei weitem übertraf.

Sie hatte weder Bildung, noch das Verlangen nach einer solchen. Sie las selten und dann nur Romane. Ihr Gatte dagegen war ein radikaler intellektueller, von ungewöhnlicher Klugheit. Eine primitive Sinnlichkeit hatte die beiden zusammengebracht, ehe sie zwanzig Jahre alt waren.

Er hatte sie als Student in England geheiratet, und sie hatte ihm dort seinen ersten Sohn geboren. Sein Vater, einer der wohlhabendsten Männer in einer Provinz des Nordens, hatte etwas ganz anderes mit seinem Sohn vorgehabt. Er zeigte dem Jungen seine Mißbilligung, indem er ihm jede Geldunterstützung entzog. So hatte es schon Sorgen gegeben, noch ehe der Gatte, in der Hoffnung, die Angelegenheit mit seinem Vater beilegen zu können, allein nach Indien zurückkehrte. Hier war er nun vollständig abhängig von seinem Vater.

Mittlerweile wartete die junge Frau mit ihrem kleinen Sohn in England geduldig auf gute Nachrichten. Aber anstatt daß sie nach Indien gerufen wurde, begannen die Briefe immer seltener und seltener zu werden und blieben schließlich ganz aus. Als ihr Geld zu Ende ging, beschloß sie, mit ihrem Kind direkt zu ihrem Mann zu fahren. Irgendwie gelang es ihr, sich das Geld auszuleihen und sie verschwand. Als sie sich Indien näherte, telegraphierte sie an ihren Mann, erhielt aber keine Antwort.

**PALLAS-CORD**

AKTIENGESELLSCHAFT R. & E. HUBER - PFAFFIKON - ZCH. TEL. 975-301

**DI NEUEN STOFFE**

**VON GRIEDER**

LUZERN & CIE ZÜRICH



SCHWEIZER-PNEUE+

Für jede Wagentype

Englische Mitreisende, die diese Einzelheiten erfahren, waren empört und rieten ihr, sofort nach England zurückzukehren. In Bombay brachten sie sie in das Taj-Mahal-Hotel, wo sie den nächsten Dampfer nach Hause abwarten sollte. Sie war tief verletzt darüber, daß niemand sie abgeholt hatte und nicht einmal das Telegramm beantwortet worden war. Am nächsten Tag erschien ein Freund ihres Mannes. Irgendwie hatte er es nach echt indischer Mode versäumt, sie am Schiff abzuholen, obwohl ihr Mann, der selbst nicht kommen konnte, ihn telegraphisch darum gebeten hatte.

Alles, was der junge Ehemann bei seinem Vater durchsetzen konnte, war, daß dieser ihn und seine Frau in das gemeinschaftliche Familienheim aufnahm. Hätte diese mehr von indischen Verhältnissen gewußt, so wäre ihr klar geworden, daß diese Aufnahme und dieses Nachgeben von seiten eines stolzen, wohlhabenden Vaters, dessen teuerste Pläne durch sie vereitelt worden waren, eigentlich eine sehr großzügige Stellungnahme bedeuteten.

Man gab dem jungen Paare ein Zimmer für sich. Die Frauen der Familie beobachteten Purdah und auch von ihr erwartete man, daß sie nicht auf den Korridor oder in das Empfangszimmer komme, wenn ihr Schwiegervater oder irgendwelche Bekannte von ihm da waren. Während der zwei Jahre, die sie im Hause verbrachte, bekam sie tatsächlich den Schwiegervater nie zu Gesicht. Indessen wußte ihr Mann es so einzurichten, daß sie einige seiner Freunde kennenlernte, und als sie schließlich ihrer Abgeschlossenheit überdrüssig wurde, machte sie es sich zur Gewohnheit, heimlich durch das Fenster aus ihrem Zimmer zu entkommen und Ausflüge und Spazierfahrten mit diesen Freunden zu unternehmen.

Dann wurde ihr zweites Kind geboren. Der Schwiegervater faßte eine große Zuneigung zu diesem in seinem Hause geborenen Knaben, und so errang auch die Mutter sich nach und nach ihren richtigen Platz und die ihr gebührende Beachtung. Sogar der Schwiegervater erkannte an, daß sie ein Anrecht auf eine andere Lebensweise hatte als seine indische Schwiegertochter. So konnte sie, als ich sie näher kennenlernte, ein ebenso unbeschränktes und unabhängiges Leben führen wie irgendeine Frau im Westen. Anstatt nun aber dies anzuerkennen und sich einer gewissen Toleranz gegenüber indischen Verhältnissen zu befehligen, ärgerte sie sich über Dinge, die sie nicht bekommen konnte.

Ihr wurde von seiten der offiziellen Kreise gesellschaftlich nicht die Behandlung zuteil, zu der eine Engländerin mit einem englischen Gatten der gleichen hohen Stellung, wie sie der ihrige bekleidete, berechtigt gewesen wäre.

Als Protest dagegen ließ sie keine Gelegenheit unbenutzt, um sich durchzusetzen. Ich hatte sie einmal in dem Sitzungssaal der gesetzgebenden Versammlung beobachtet. Sie war schön gekleidet, strahlend vor Gesundheit und physisch sehr anziehend. Ihr Sessel im Hintergrund der Tribüne für Besucher war in den Pausen stets um-

schwärmte von jungen swarajistischen Mitgliedern aus dem Hause. Das war im Jahre 1924, als der indische Tiger den britischen Löwen reizte; als die Swarajisten in einmütigem Vorgehen einen Regierungsantrag nach dem andern ablehnten und zum Schluß in dramatischer Weise auszogen. Als die Sitzung im Gange war, hatte sie dem Vorgehen der Swarajisten stürmisch Beifall gependet und ihren indischen Freunden unten im Hause zugewinkt. Diese schienen ebenso viel Gefallen daran zu finden, daß eine Engländerin sich so offen auf ihre Seite stellte, wie es ihr selbst schmeichelte, während der Pausen der Mittelpunkt ihrer Aufmerksamkeit zu sein. Andererseits sah ich auf den Gesichtern von Engländern, die sie beobachteten, Mißbilligung und Verachtung. Dies öffentliche Eintreten für die indische Sache und dies Zurschaustellen ihrer Beliebtheit bei der Gruppe der jüngeren Inder war ihre Art, sich für die ihr widerfahrene Zurücksetzung an ihrer eigenen Rasse zu rächen.

In ihren Gesprächen mit mir mußte ich aber feststellen, daß sie in Wirklichkeit an keiner Frage überhaupt irgendeinen tiefen Anteil nahm. Sie fühlte sich trotz ihres indischen Gatten und ihrer Kinder in Indien nicht zu Hause und hegte gegen das meiste des indischen Wesens eine bittere und ausgesprochene Abneigung.

Es verletzte sie tief, daß sogar ihre Kinder gering-schätzig behandelt wurden. Die Knaben kamen eines Tages von einem Spaziergang in einem öffentlichen Park mit traurigen Gesichtern nach Hause. Sie sah an die Knie ihrer Mutter drängend, riefen sie aus: «Mami, warum wollen sie nicht mit uns spielen? Mami, warum lachen sie uns aus?»

Die Ayah gab hierzu die Erklärung. Obwohl diese Kinder, mit ihrer reinen olivfarbenen Haut, ihren feinen Gesichtszügen, ihren herrlichen, schwarzen Augen und Haaren nach vollendeter englischer Mode gekleidet waren, hatte eine englische Mutter oder Kinderfrau ihre Kleinen doch streng zu sich gerufen, als sie zusammen spielen wollten.

Eines Tages kam ein Hindu, den ich in Kalifornien kennengelernt hatte, mit einer Bitte zu mir. Er hatte einen Brief von einer amerikanischen Mutter in Kalifornien erhalten, die ihm um Nachricht über ihre Tochter bat. Er erzählte mir, daß in der betreffenden Familie ein Hindu gelebt habe, der dort fast wie ein Sohn behandelt worden sei. Plötzlich sei er mit der Tochter verschwunden, die eben erst die High-School absolviert hatte. Die Eltern stellten unermühtlich Nachforschungen an und fanden heraus, daß dieser junge Student unter Hinterlassung von mehreren hundert Dollar Schulden abgereist sei und daß er im Rufe stehe, zum Trinken zu neigen. Erst mehrere Wochen später erhielten die Eltern einen Brief von ihrer Tochter. Sie schrieb, sie möchten sich nicht sorgen, sie sei sehr glücklich und auf dem Wege nach Indien begriffen, wo ihr Mann glänzende Aussichten habe.

Mein Hindugewährmann sagte mir, daß es ihm nicht

möglich sei, das Mädchen direkt zu erreichen. Auch sei keiner seiner Bekannten in stande, sichere Nachrichten zu beschaffen, noch auch die Botschaft der Eltern richtig zu übermitteln. Er habe gehört, der Mann der jungen Frau befinde sich in einer verzweifeltsten Lage, ohne Arbeit und ohne Aussichten auf Beschäftigung; ferner daß die junge Frau einige Zeit genötigt gewesen sei, in der Familie ihres Schwiegervaters zu leben und daß sie dort alles habe entbehren müssen, was für ein erträgliches Leben einer weißen Frau in Indien als notwendig angesehen werde.

Widerstrebend willigte ich ein, das Mädchen aufzusuchen. Absichtlich unterrichtete ich sie nicht vorher von meinem Kommen. Auf mein Klopfen öffnete mir der Mann, der erstaunt und nicht sehr überrascht dreinschaute. Er führte mich in den kahlen, nur mit einigen Stühlen und Tischen ausgestatteten Wohnraum ihrer kleinen, in dem indischen Quartier der Stadt gelegenen Wohnung. Offensichtlich war dies kein Heim, sondern ein Notbehelf. Der Gatte verschwand, um seine Frau zu rufen, kam dann zurück und machte einen jovialen Versuch, mich zu unterhalten. Die meiste Zeit sprach er von seinen Kinoplänen, deren Größe in schneidendem Widerspruch zu der Dürftigkeit dieser Umgebung stand.

Es dauerte mindestens eine Viertelstunde, ehe die junge Frau unter großem Zaudern und Widerstreben herein kam. Ich hielt den Atem an vor Erbarmen: sie sah so blaß und angegriffen aus; dabei war sie, wie ich auf den ersten Blick sah, in vorgerücktem Stadium der Schwangerschaft. Als wir zwei alleine waren, nahm ich ihre Hände in die meinen und sprach liebevoll zu ihr. Sie entzog sie mir aber in verletztem Stolz und behauptete trotz, sie sei zufrieden mit ihrem Los und glücklich in der Liebe zu ihrem Mann.

Mit einem Gefühl großer Achtung vor dieser kleinen Frau, die noch so kindlich und doch schon so tapfer war, brach ich auf. Die Pläne ihres Mannes verwirklichten sich nie und es ging ihnen schlechter und schlechter.

Einige Jahre später lud mich ein anderer Hindufreund aus meinen Kalifornientagen ein, mit ihm eine neueregerichtete landwirtschaftliche Schule zu besuchen. Diese war früher im Besitze der Regierung gewesen, die sie aber, weil sie nichts einbrachte, zu einem niedrigen Preise an eine indische Gruppe verkauft hatte. Diese Gruppe interessierte sich für Reformen aller Art und glaubte, daß diese Farm unter billiger indischer Leitung zu einer nützlichen landwirtschaftlichen Ausbildungsstation und gleichzeitig zu einem rentablen Betrieb gemacht werden könne. Mein Freund vertraute mir an, daß dahinter noch ein anderer und tieferer Grund stecke, nämlich der Wunsch, für den Mann dieses kalifornischen Mädchens eine Stellung zu schaffen, welche die Frau dadurch sicherstellen würde, daß man dem Mann, der als Landwirt ausgebildet sei, ein solides Tätigkeitsfeld eröffne. Das Gehalt, welches die Gruppe zu zahlen vermöchte, war gering, kaum mehr als die Unterhaltskosten.

(Fortsetzung folgt)



## 3 Vorgänge ein einziger Zweck...

Es ist keineswegs erstaunlich, dass Ihnen Palmolive - Rasiercreme ein so leichtes und schnelles Rasieren ermöglicht... Sie wirkt...

1. **Auf die Klinge** : Leichtes, müheloses Gleiten.
2. **Auf den Bart** : Vollständiges Erweichen.
3. **Auf die Haut** : Stärken und Lindern, infolge des Olivenöles, das die Grundlage für ihre Herstellung bildet.

Kaufen Sie noch heute eine Tube, und gebrauchen Sie sie bis zur Hälfte. Wenn Sie dann nicht zufrieden sind, senden Sie die halbgeleerte Tube an die Palmolive A.G., 15, Talstrasse, Zürich. Sie erhalten den vollen Wert zurückerstattet.

NEUER  
FRS. 2. PREIS : FR. 1.50



## Der Arzt und die Dame

ziesh die Hawaii-Creme-Seife jeder anderen vor, da diese mildeste aller Seifen die Haut nicht auslaugt und sie geschmeidig macht.



Per Stück Fr. 1.25

# Hawaii

Überall erhältlich



**Haarausfall**  
Schuppen, kahle Stellen?  
Nehmen Sie  
**Birkenblut**  
Es hilft Fr. 3.75  
in Apotheken, Drogerien, Colffleurgeschäften  
Alpenkräuterzentrale Faido  
Birkenblut-Shampoo | Das  
Birkenblut-Brillantine | Beste



**BYTASAN**

**BYTASAN-SILBER**

Welche Wohltat, bei Fußbeschwerden die Füße im sprudelnden Bytasan-Fußbad zu baden. Die feinen Kohlensäurebläschen setzen sich am ganzen Fuße an und fördern die Blutzirkulation, stärken und erfrischen.  
Packungen à 3 Fußbäder Fr. 1.20, 12 Fußbäder Fr. 3.80.  
Erhältlich in: Apotheken, Drogerien und Sanitätsgeschäften

Nicht für jeden Fuß das gleiche Fußbad

Deshalb wählen Sie Ihr richtiges

**BYTASAN-BAD**

Für kalte Füße, Reifen und Müdigkeit das wärmende

**BYTASAN-GOLD**

Für heiße, geschwollene Füße, Müdigkeit u. Fußbrennen das kühlende

## Dahlien-Ausstellung Kakteenschau

Unter-Engstringen bei Zürich (Bahnhof Schlieren)

Vom 9. September bis Ende Oktober · Neuer, leuchtender Farbengarten · 60.000 blühende

Dahlien-Pflanzen · Städtische Tram- und Autobusverbindungen über Höngg und Schlieren